



Brauchen wir Exoten?

Fichte, Esche, Eiche und Ulme: Immer mehr heimische Baumarten leiden unter diversen Schädlingen. **Fremdländische Baumarten** wie Douglasie oder Große Küstentanne hingegen versprechen eine enorme Holzproduktion. Lesen Sie, ob sie eine Lösung sind.

Borkenkäfer, Eschentrieb- und Eichensterben: Die letzten Jahre waren eine Herausforderung für Waldbesitzer. Denn immer mehr heimische Baumarten leiden unter Krankheiten und Schädlingen, die eine nachhaltige und ökonomisch erfolgreiche Bewirtschaftung behindern, in manchen Fällen sogar unmöglich machen. Die Gründe dafür sind vielfältig. Neben dem Klimawandel – und hier vor allem die Schwächung der Bäume durch Wassermangel – sind nicht mehr funktionierende Waldbaukonzepte sowie die Einwanderung neuer Schädlinge dafür verantwortlich. Aber liegt die Lösung der aktuellen Probleme tatsächlich darin, fremdländische Baumarten anzupflanzen? Oder hat man angesichts der Schwierigkeiten mit den natürlichen Baumarten als Waldbesitzer gar keine andere Wahl als sein Heil im Anbau von Douglasie und Großer Küstentanne zu suchen?

Was kann man noch pflanzen?

Aktuell sind rund 66 % der Wälder in Sachsen Nadelwälder, in Sachsen-Anhalt 55 % und in Thüringen 56 % mit Kiefer und Fichte bestockt. Die immer heißer werdenden Sommer zeigen aber deutlich die Grenzen der Nadelholzwirtschaft auf: die Schadholzmengen – verursacht durch Waldgärtner, Kieferneule und Nonne – steigen Jahr für Jahr an, zudem herrscht während der Sommermonate extremes Waldbrandrisiko. Mittelfristig müssen solche Reinbestände in Laubmischwälder umgebaut werden. Aber nicht nur Nadelhölzer machen den Waldbesitzern Sorgen: Seit Jahren leidet die Esche am Eschentriebsterben, verursacht durch einen eingewanderten Pilz. Auch wenn manche Eschen resistent sind und die Hoffnung besteht, dass aus diesen resistenten Bäumen gesunde Eschenbestände heranwachsen können, ist die Esche in nächster Zukunft keine Zielbaumart. Auch die Eiche leidet unter einer Vielzahl von Schädlingen, der sogenannten Eichenfraßgesellschaft. Die Schäden sind nicht so groß und bestandsgefährdend wie beim Nadelholz. Allerdings wird



Die Robinie wird oft als Energiepflanze kultiviert, durch ihre starke Ausschlagfähigkeit gilt sie als invasiv.

der jährliche Zuwachs dadurch reduziert, was die Eiche als zukünftige Ersatzbaumart nicht gerade attraktiv erscheinen lässt. Ulmen und Edelkastanie wiederum sind Arten, die aufgrund ihrer chronischen Krankheiten schon gänzlich aus dem Blickfeld der forstlichen Bewirtschaftung verschwunden sind.

Chancen und Risiken abwägen

Aufgrund der schwierigen Situation einer ganzen Reihe heimischer Baumarten ist es nur logisch,

dass Douglasie und Große Küstentanne für Forstleute und Waldbesitzer anziehend wirken. Noch dazu, wo beide Baumarten so große Holzmengen produzieren, welche heimische Baumarten, insbesondere die Laubbaumarten, niemals erreichen. Zum Klub der Hoffnungsträger gehört auch die Roteiche, nicht nur weil sie raschwüchsig ist, sondern auch da sie resistent gegenüber Waldbränden ist und daher eine Alternative für waldbrandgefährdete Gebiete ist.

Trotzdem sollten die Nebenwirkungen nicht vergessen werden: Die Zuwachswerte von Douglasie

und Großer Küstentanne zweifellos beeindruckend, wohl die Anbauggebiete bis hin zum Nordpol hin, sind, sind trotzdem bereits Probleme verursacht worden. Douglasien und Douglasenschütte wurden bereits gefunden. Die Schäden erinnern an die der Fichtenwirtschaft: Je größer der Bestand, desto größer sind die auftretenden Probleme. Gleiches gilt für die Große Küstentanne: Obwohl sie trocken gegenüber den Standortbedingungen ist als die heimische Eiche, wird sie von Halli-



Die Große Küstentanne beeindruckt vor allem durch ihr enormes Wachstum (l.).

Wertholzsubmissionen zeigen, dass auch mit Laubhölzern eine lukrative Forstwirtschaft betrieben werden kann – einen engagierten Waldbau vorausgesetzt (o.).

und Rüsselkäfer befallen. Bereits 2007 kam es in Ostdeutschland erstmals zu einem Massenaufreten der nordamerikanischen Colorado-Tannentrieblaus. Sowohl Küstentanne als auch Douglasie sind stark durch Wildverbiss bedroht und ihre Empfindlichkeit in der Jugend gegenüber Trockenheit und Spätfrost lassen sie nicht als generelle Ersatzbaumart für Kiefer und Fichte erscheinen.

Guter Zuwachs ist nicht alles

Die beeindruckenden Zuwachswerte von Douglasie und Großer Küstentanne sind der Hauptgrund dafür, warum sich beide Exoten in den letzten Jahren zu forstlichen Hoffnungsträgern entwickelt haben. Allerdings erinnert diese Entwicklung stark an die Situation Ende des 18. Jahrhunderts: Die Waldböden waren so stark ausgelaugt, dass nur noch die anspruchslosen Fichten und Kiefern gepflanzt werden konnten. Nun will man Kiefer und Fichte wieder mit Baumarten ersetzen, die sehr produktiv sind, allerdings bei weitem nicht für alle Standorte geeignet.

Abseits von diesen beiden Arten stellten wir in den letzten Ausgaben eine Reihe von Baumarten vor, die mit den zukünftigen Standortbedingungen, insbesondere Hitze und Trockenheit, gut zurechtkommen. Auch wenn diese Arten nicht so wüchsig sind, Mischbestände, die von ihnen gebildet werden, ver-

sprechen eine geregelte Waldwirtschaft, bei der dann genutzt werden kann, wenn es der Waldbesitzer bestimmt – und nicht Wind und Käfer. Als Waldbesitzer soll man sich bei der Baumartenwahl nicht von potenziellen Zuwachswerten blenden lassen, die aber nie erreicht werden, weil Spätfrost, Trockenheit oder ein Schädling den Bestand lange vor dem Ende seiner Umtriebszeit zusammenbrechen lassen. Oder anders formuliert: Die waldbaulichen Fehler, die mit heimischen Nadelhölzern gemacht wurden, sollen nicht mit fremdländischen Baumarten wiederholt werden.

Exoten: Ja oder Nein?

Die Diskussion um die Einführung exotischer Baumarten wird von den Beteiligten – wie so oft in solchen Fällen – emotional statt auf Argumenten aufbauend geführt. Für die Vertreter des Naturschutzes scheint jeder exotische Baum einer zu viel zu sein, manche Forstleute wiederum sehen in ihnen (insbesondere der Douglasie), das Allheilmittel, um in der Waldbewirtschaftung so weiterzumachen wie bisher. Mit dem einzigen Unterschied, dass statt Fichtenmonokulturen Douglasienreinbestände die Landschaft prägen. Das deutsche Bundesamt für Naturschutz führt die Douglasie in der Liste der invasiven Arten. Unter einer invasiven Art versteht man eine fremdländische Spezies,

die künstlich bzw. anthropogen (also unter menschlicher Hilfe) in einen neuen Lebensraum eindringt, sich als äußerst konkurrenzfähig erweist und die heimischen Arten bedroht. Außerdem sind solche Arten auch bei massiver Bekämpfung nur schwer in den Griff zu bekommen. Ein Beispiel hierfür ist die Robinie, die in einigen Teilen Ostösterreichs und Ungarns aufgrund ihrer Fähigkeit, sich über ihre Wurzelbrut zu vermehren, in Eichenwäldern erfolgreich verbreitet. Ähnliches ist aber von der Douglasie bisher nicht bekannt, und das obwohl seit knapp 200 Jahren Erfahrungen mit der Kultivierung der Douglasie in Europa existieren.

Man muss auch hinzufügen, dass es ehemalige Exoten gibt, die sich im Lauf der Jahrhunderte in Mitteleuropa hervorragend angepasst – sozusagen integriert – haben. Zu diesen Baumarten mit Migrationshintergrund gehören unter anderem die Schwarznuss, die Walnuss und die Edelkastanie. Alle drei Arten wurden in Mitteleuropa aufgrund ihrer Früchte angebaut. Diese fruchttragenden Baumarten sind ein Beispiel dafür, dass sich ursprünglich exotische Baumarten anpassen und langfristig in das Baumartenspektrum eingliedern können, ohne Probleme für das Ökosystem Wald darzustellen. Es sei auch daran erinnert, dass seit der letzten Eiszeit praktisch alle Baumarten zuallererst Exoten waren. Aus ihren jeweiligen Rückzugsgebieten kom-

men mussten sie sich erst in Mitteleuropa beweisen und um ihren Platz in den heimischen Waldgesellschaften kämpfen – und ohne den starken Eingriff des Menschen in den Wald würde dieser Prozess wohl immer noch andauern. Auch muss zwischen Exoten unterschieden werden: Flaumeiche und Schwarzkiefer sind schon jetzt an den Rändern Mitteleuropas anzutreffen und aufgrund des Klimawandels werden sich ihre Verbreitungsareale ausbreiten. Auch die Baumhasel würde sich mittelfristig etablieren.

Exotische Baumarten, die in Mischbeständen und an den richtigen Standorten kultiviert werden, stellen eine waldbauliche Möglichkeit dar, auf den Klimawandel zu reagieren. Gleichzeitig müssen sich Forstleute und Waldbesitzer in Zukunft auch wieder an heimische Baumarten erinnern, die wärmeliebend und trockenresistent sind wie Spitzahorn, Speierling und Elsbeere.

Vor allem aber bedarf es eines großen Umdenkens in der Bewirtschaftung: Weg von der Maximierung der Holzproduktion in anfälligen Monokulturen hin zu stabilen und produktiven Mischwäldern. Wer jetzt einen Bestand begründet, tut dies für seine Nachkommen. Und diese werden mehr Freude haben mit einem stabilen Mischbestand als mit einer potenziell wüchsigeren Monokultur, die in Wahrheit ein Schlaraffenland für diverse Schädlinge ist.

BERNHARD HENNING, Gmünd